

(Nachdruck verboten.)

1) Kinder der Gasse.

Roman von Charlotte Knödel.

1.

„Was wolle mir spiele?“ fragte die Luis und schaute mit ihren großen dunkeln Augen der Reihe nach die sechs Kinder an, die rings um sie her standen. Drei Buben waren es und drei kleine Mädchen. „Was wolle mir spiele?“

„Schullehrerles!“ sagte der größte von den Knaben. Er war schmal und blaß und gleich der Luis. Es war ihr Bruder Christian.

„Schullehrerles!“

„Ja, damit Du der Lehrer sein kannst!“ rief der Peter Eckel, ein bildhübscher neunjähriger Bursche; „aber das fällt uns nit ein!“

„Nein, lieber was anderes!“ sagte auch der August Kamp. „Vielleicht Soldatels!“

„Da könne mir ja nit mittun!“ klagte die Paula Eckel, die ein Jahr jünger war als der Bruder, aber ebenso hübsch.

„Spielt Ihr doch für Euch!“ sagte der Peter und machte eine Bewegung mit dem Ellbogen.

„Mir wollen aber mit Euch spiele!“ Breitspurig pflanzte sich ein untergesetztes kleines Mädel vor dem Peter auf und guckte ihm mit hellen Augen an.

Der drehte sich um.

Das kleine Mädchen war das Minchen, die Schwester vom August Kamp. Der wandte sich jetzt an die Luis, die noch immer inmitten der Schar stand.

Sag' Du, was mir spiele wolle, Luis!“

Das Mädchen erhob die Augen vom Boden. „Wir wolle Begräbnissels spiele,“ sagte sie.

„Begräbnissels? wie is das?“ fragten die Kinder alle.

„Eso —“ sagte die Luis: „eine is tot.“

„Ich, ich!“ Die kleinen Mädchen drängten sich um die Luis herum. Die aber faßte ihre Schwester bei der Hand, ein schenes Kind, dunkeläugig wie sie und der Bruder, aber blasser noch und zarter. „Die Emma soll die Mutter sein, und die is tot. Und da lege mir se auf de Schubfarrre und decken en Brett daruf. Das is die Mutter im Sarg auf em Wage.“

„Und ich bin das Pferd,“ sagte der August. Seine Augen leuchteten vor Freude über des Quisles guten Einfall.

„Ich bin der Pfarrer,“ sagte der Christian. Er hatte die Arme über der Brust verschränkt.

„Nein, ich will der Pfarrer sein,“ rief Peter dazwischen.

„Du bist ja katholisch!“ sagte der August.

„Inja. Und unsere Pfarrer sind auch viel schöner!“

„Aber mir spielen dem Luis seiner Mutter ihr Beerddigung, da muß en evangelischer Pfarrer sein.“

„Und ich? Was soll ich sein?“ Eine Falte schob sich zwischen des Knaben Augenbrauen. Seine herabhängenden Hände ballten sich. Er schaute zur Luis hinüber.

„Du bist der Vater,“ sagte sie. „Hast en Sackuch?“

Der Peter wühlte in seiner Hosentasche. Er wühlte lange. „Na!“ Er stampfte mit dem Fuß auf. Es waren allerhand Dinge auf die Erde gefallen: ein Lichtstümpfen, Streichholzschachteln und ein paar Nieselsteine. Endlich brachte er auch ein schmutziges, rotes Tuch zum Vorschein. Er hielt es hoch, dieweil er sich nach seinen Schätzen blickte.

„Pfui wie dreckig!“ sagte die Luis. „Das muß Dein Mutter gebe zum wasche!“

Der Junge lachte kurz auf. „Die! Die ist ja viel zu faul zum wasche!“ Und er steckte das Tuch wieder ein.

„Als Vater muß aber en weißes Sackuch haben,“ belehrte die Luis, „wie's der Vater bei der Mutter ihrer Beerddigung gehabt hat!“

Und sie holte aus ihrer Tasche ein ordentlich zusammengefaltetes weißes Tüchlein und gab es dem Knaben.

„Du bist die Großmutter, Minchen,“ sagte sie zu dem untergesetzten kleinen Mädchen. Da zog sich das die Schürze aus und band sie wie ein Tuch um den Kopf.

„Und das Paula?“ fragte der Christian. Die Luis befaß sich.

„Was vornehmes muß sie sein,“ meinte der Christian.

„Ja, was vornehmes,“ bestätigte der Peter.

„Sie soll die Frau Pfarrer sein!“ entschied die Luis.

„Und ich bin der Totengräber!“ sagte ein Junge, der quer über den Hof gelaufen kam. Er hatte unterm Torweg gestanden und hatte gehört, wie die Kinder verhandelten.

„Is recht!“ sagte die Luis.

„Ja und Du, was bist dem Du?“ fragte der August.

„Ich bin die Luis,“ sagte das Mädchen und zapfte sich das Halsfleisch zurecht, das sie um den Hals trug.

Und so spielten die Kinder und waren glücklich in dem Hof, der auf drei Seiten von Häusern eng umgrenzt war. Rückwärts nur, bis zum Hinterhaus der Parallellstraße, streckte sich ein schmales Streifen Garten, darin Frau Hampel, die Hauswirtin, ihr „Suppengrünes“ und einige Stöcklein Salat zog. Im äußersten Winkel dieses Gärtchens, zwischen den fahlen Häusermauern, stand ein magerer Syringenstrauß, der blühte.

Es waren blasse Blüten; aber ihr Duft war weich und fein. Und dieser weiche, feine Duft, verloren zwischen den alten armseligen Gebäuden, war um die Kinder, während sie spielten.

Es war ein kümmerlicher Abfall von all der Fülle von Blüten und Duft, die draußen der Mai über die Berge und über die Ebene gestreut hatte; aber das empfanden die Kinder nicht, dieweil sie „Begräbnissels“ spielten im Bann des Syringenduftes.

Die kleine Emma lag auf dem Schubkarren. Sie hatte ihr Gesicht mit der Schürze verdeckt.

Langsam, mit gesenktem Kopf, zog der August den Karren hin über das holprige Pflaster. Hinter dem Wagen schritt der Christian, der Pfarrer. Ihm folgte der Peter. Er schneuzte sich ein paarmal laut in der Luis weißes Taschentuch. Und die Luis ging neben dem Peter her, guckte auf die Erde und hatte dicke Tränen in den Augen.

Ihnen folgte das Minchen und die schöne Paula.

Im entferntesten Winkel des Hofes schlenkerte der Totengräber mit den Armen. Er hob sie hoch über den Kopf und ließ sie dann herunterfallen, schwer mit einem tiefen Atemzug. Die Kinder waren noch mitten im Spiel, als im Anbau, zu ebener Erde, ein Fenster aufgemacht wurde. Geranien und Fuchstienstöcke standen auf dem Fensterbrett, und über die Blumen hinweg rechte ein altes Weib ein welkes, graues Gesicht in den Hof hinaus.

„Luis! Luis!“

Die Gerufene lief aus der Reihe der Spielenden.

„Was soll ich, Großmutter?“

„Kommt rein! Du muß de Johann hüten! Er will nit mehr gut tun im Bett!“

Die Luis ging ins Haus. „Spielt nur weiter, ich komm wieder!“ rief sie dabei den Kindern zu.

Aber sie kam nicht wieder.

Als sie, den Einjährigen auf dem Arm, in den Hof zurückkehren wollte, hielt sie die Großmutter zurück.

„Nix da! bist doch kein klein Kind mehr, das immer spielt! Wenn mer mal neun Jahr alt is! Und besonders wenn mer kein Mutter mehr hat! — Wenn der Bub wieder ruhig is, wasch die Windeln aus! Mei Finger sin' so zittrig, ich kann nit mehr waschen damit!“

Als die Luis die Windeln gewaschen hatte, mußte sie die Kartoffeln schälen.

Draußen spielten die Kinder bis es zu dunkeln begann. Da ging leise die Tür. Die kleine Emma trat in die Stube, und der Christian folgte ihr.

Er griff schweigend nach den Wassereimern und lief damit noch einmal auf den Hof. Die Emma aber setzte sich an den Ofen und hob die Hände über die Herdplatte.

„Ich glaub' gar, Du frierst?“ fuhr die Großmutter das Kind an, „und dabei sind mer im Mai! Aber ich sag's ja! Das hat alles die Krankheit von der Mutter geerbt. Ich hab's dem Christian wohl vorausgesagt, aber er hat sich ja nie dreinrede lasse. Und jetzt sitzt er da!“

Großäugig schauten die beiden kleinen Mädchen zu der Alten auf.

Die Luis hielt einen Augenblick mit Kartoffelschälern inne. Die Emma duckte sich noch mehr. Sie kroch ganz in sich zusammen. Ihr bleiches Gesichtchen zuckte und in ihren Augen standen Tränen.

Und dann mußte sie husten. Und der Husten tat weh, da vorne herüber. Und das Kind drückte die dünnen Händchen fest auf die Brust und mühte sich leise zu husten, denn wenn die Großmutter sie hörte, würde sie am Ende noch einmal ganken. Warum nur? Die Emma wußte es nicht! Aber die Großmutter schimpfte oft, und die Emma wußte nicht warum. Sie hatte geschimpft als die Mutter krank und blaß im Bett gelegen hatte. Und als man den schönen Sarg für sie gebracht hatte, da hatte die Großmutter auch mit dem Vater gescholten. Und seitdem hat sie's noch oft, sehr oft getan, abends wenn der Vater heimkam.

Der Vater zuckte dann bloß mit den Achseln und schickte die Kinder zu Bett.

Der Vater! Die Emma hatte den Vater so lieb, ach so lieb! Sie verschränkte die dünnen Armechen über der Brust.

Da kam der Christian mit den Wassereimern zurück. Er setzte sie auf die Bank unterm Fenster. Dann trat er an den Schafst, holte die Lampe herunter, stellte sie auf den Tisch und zündete sie an.

Dies alles tat er leise. Seine Bewegungen waren gewandt. Rasch kramte er nun aus dem Winkel neben dem Schrank seine Tafel vor und begann Buchstaben darauf zu malen. Mit fest zusammengepreßtem Munde schrieb er sehr langsam und sehr schön.

Unterdes war die Luis mit Kartoffelschälen fertig geworden, hatte sie gewaschen und auf den Herd gesetzt. Die Großmutter, über'm Windeln auswringen, folgte ihrem Tun mit den Augen. Sie stand gebückt. Als sie aber sah, daß auch die Luis nach ihren Büchern greifen wollte, rechte sie sich auf und hielt ein paar nasse Lappen in die Höhe. „Da hängt die erst auf!“

Mergerlich warf das Mädchen die Bücher auf den Tisch und tat schweigend wie ihr geheißen.

Sie stellte sich auf einen Stuhl, rechte die dünne Gestalt und die dünnen langen Arme hinauf zum Seil, das über den Herd hin gespannt war, und hängte die tropfende Wäsche darüber.

Die Tropfen fielen auf die Herdplatte. Das gab jedesmal einen kleinen, zischenden Laut. Und die Emma, die neben dem Herde stand, folgte mit den Augen den fallenden Tropfen und freute sich über das Zischen.

Als die Windeln aufgehängt waren, machte sich auch die Luis an ihre Aufgaben.

„Wenn der Johann schreit, mußt Du ihn nehmen,“ sagte sie zum Bruder, während sie das Buch aufschlug.

„Saartrich, Grundstrich,“ sagte der und tat, als habe er nichts gehört.

„Ich will ihn nehmen,“ erklärte die Emma und rieb sich die dünnen Händchen.

Und dann war Schweigen in der Stube. Die Luis schrieb, der Christian schrieb. Nur die Emma hustete ab und zu.

Auf Filzschuhen schlich die Großmutter einher, deckte den Topf auf, um zu sehen, ob die Kartoffeln gar wären und goß den Kaffee über.

Es gab Kartoffeln und Kaffee, wie alle Abend.

Als die Kartoffeln gar waren, schöpfte die Großmutter den Kindern aus.

„Mir nit viel!“ bat die Emma.

„Sis der wohl nit gut genug, hä, hättest lieber Wurscht!“ räsonierte die Großmutter. Unwillkürlich duckte sich das Kind.

„Ich hab' Hunger,“ sagte der Christian.

„Bist halt en Fressack!“ antwortete die Großmutter. Der Christian zuckte die Achseln, und hinter ihrem Rücken schnitt er der Alten eine Fraze.

Die Luis hatte inzwischen ein Stück Weißbrot vom Laib geschnitten und in eine Tasse gebrocht. Die hielt sie der Großmutter hin. „Für de Johann,“ sagte sie, und die Alte goß Kaffee und ein wenig Milch darauf.

Dann schöpfte sie auch der Luis Kartoffeln aus, goß in vier Tassen von der grauen Bichorienbrühe und tat ein paar Tröpfchen Milch dazu.

Als sie eben angefangen hatten zu essen, klopfte es. „Gerein!“ rief die Großmutter, und alle drehten den Kopf nach der Tür.

Auf der Türschwelle erschien eine grobknochige, rotbackige Frau. Sie hatte ein Tuch über das wirre, krause Haar gebunden und trug eine helle Schürze über dem dunklen Kleid.

„'n Abend beisamme,“ sagte sie und zog die Tür hinter sich ins Schloß. „'n Abend, Großmutter!“

„'n Abend!“ Die Kinder aßen ruhig weiter. Was kümmert uns die, dachten alle drei.

„Solen Euch en Stuhl, Marie,“ sagte die Großmutter und tunkte ein Stück Weißbrot in ihren Kaffee.

Die Fremde strich sich die steife Schürze, die sich über ihren Leib bauschte, straff hinab und setzte sich.

„Na wie geht's Euch, Großmutter, hä?“

„Wie's geht!“ Die Alte seufzte. „Wie's im e Haus geht, wo die Frau fehlt und vier faule hungrige Kinder sin!“

Die Luis zuckte zusammen bei den Worten der Alten. Sie warf den Kopf in den Nacken. In ihr Gesicht kam ein hochmütiger Zug. Aber sie sagte nichts. Schweigend aß sie weiter.

„Na, ich mein', gar so schlimm, wie Ihr tut, is es doch nit,“ entgegnete die Fremde.

„Seien Ihr emal de ganze Tag dazwische! Mer muß immer auf de Wein sein und überall sein Auge habe!“

„Ja,“ die Frau räusperte sich: „Euch fällt das schwer, weil Ihr alt seid! Bin ich nit auch den ganzen Tag auf de Wein, wenn ich für fremde Leut' bügeln tu?“

„Dafür habt Ihr abends Euer schön Geld!“

„Und müde Knochen!“

„Und ich, hä?“ fragte die Alte. „Ich hab' müde Knoche, keine Grosche Geld und krieg' vom Christian noch Grobheite gemacht!“

„Ihr seid zu bedauern,“ sagte die Fremde und verbiß ein Lachen. „Man muß das Eisen schmieden, solange es heiß ist,“ dachte sie dabei. Und sie redete der Alten zu: „Ihr solltet dem Christian rate, sich wieder zu verheirate!“

„So, meint Ihr? Ja, und wen denn? Wer mag en Witwer mit vier Kinder, der nit hat, als was er verdient. Denn wißt Ihr, das bißche, was je gehabt haben, er und die Luis, das is draufgange bei der Frau ihrer Krankheit! — Da wird sich en Mädche wohl hütte!“

„Na, ich mein, en brave Mann . . .“

„Aha!“ Die Alte blinzelte zu der Fremden hinüber.

„So, so!“ Sie rieb sich die knöchernen zittrigen Hände. „So, so! — Na, leicht kriegt's die Frau nit, die da reinkommt!“

Sie schob ein Stück eingetunkttes Weißbrot in den zahnlosen Mund.

Die Fremde aber dachte: Ich wollt mir's schon leicht machen hier! Ich kriegte keine müden Knochen! Wozu sich auch plagen? Die Kinder waren ja da! Das Luis! Das konnte man schon gebrauchen! Ein fleißig Mädel war das und gut angelernt für seine neun Jahr. Das war der kranken Mutter ihr Verdienst! Ja, ja! —

Aber noch war die Marie nicht so weit. Die Alte konnte sie nicht recht leiden. Früher wenigstens hatte die sie nicht leiden können. Früher, als ihre Eltern und die Alte noch Nachbarn waren in Lamprecht. Ihre Eltern waren nun schon lange tot, und die Marie lebte für sich in der Stadt mit ihrem Buben.

Ja, der Bub! dachte sie und seufzte: Wenn der nit wär! Aber dafür hab' ich mer auch schon dreihundert Mark gespart, das wollte doch was heißen. Ne Frau mit so viel Geld würd' der Christian so leicht nit wieder kriegen. Mädchen, die so viel hatten, heirateten keinen Witwer mit vier Kindern!

Wenn sie's tat, dann war's doch eben nur wegen dem Franz, dem Kind des Kupferschmiedes, der ihr durchgebrannt war und der obendrein behauptet hatte, der Franz wär' gar nicht sein Kind.

Ja, der Bub! Einen leichtsinnigen jungen Kerl hätte das nicht geniert; aber so einen nichtsnutzigen, der alle vierzehn Tage wo anders schaffte, und die Frau wohl gar im Stich ließ, wenn er's leid war, so einen wollte die Marie nicht. Sie wollte einen ordentlichen haben. Einen, der alle vierzehn Tage sein volles Geld heimbrachte, der nicht trank und schon ein bißchen gesetzt war. So einen, wie halt der Christian Müting war.

Und sie saß schweigend und zupfte an ihrer Schürze herum.

Am Tisch tranken die Kinder ihre Bichorienbrühe aus. Als die Luis fertig war, schob sie ihre Tasse beiseite, holte den Johann und fütterte ihn. Sie war noch dabei, als der Vater in die Stube trat.

„'n Abend!“ Er hängte seinen Gut an den Nagel und zog die Zoppe aus. „Noch nit im Bett?“ Er machte eine Bewegung zu den Kindern hinüber.

„Gleich,“ sagte die Emma. Sie zog die Schultern ein wenig hoch und trug Teller und Tassen auf den Spülstein.

(Nachdruck verboten.)

Die Zahlenlotterie in Preußen.

Als Friedrich II. nach dem siebenjährigen Kriege darauf bedacht sein mußte, durch Mittel irgend welcher Art die erschöpften Sädel des Staates zu füllen, ließ er sich durch den damaligen preussischen Gesandten in London, Baron von Kniphhausen, von dort her einen Mann beschreiben, der alle möglichen Projekte finanzieller und anderer Natur erfinden könne und zugleich insinuierte sei, ihm über solche Ideen erschöpfende Auskunft geben und Berechnungen anstellen zu können, die er diesem zur Begutachtung vorlegte. Der Baron hielt es aber gleich für geboten, dem Könige Mitteilung davon zu machen, daß der gesunde Mann, ein Italiener namens Johann Anton Calzabigi, ein Subjekt mit nicht ganz einwandfreier Vergangenheit sei, daß seine Manipulationen ebenso gewaltig waren wie sie die Nechlichkeit mit Schwindelereien großen Stils aufwies. Das imponierte dem Könige so, daß er Calzabigi für hervorragend geeignet hielt, in preussische Dienste zu treten. Nach einem Vorstoß in Form einer Art Generalpardon kam Calzabigi Ende 1762 nach Berlin, um seine gesamte fernere Tätigkeit gegen ein jährliches Gehalt von 2400 Dukaten (zirka 20 000 M.) „zum Nutzen des preussischen Staates und dem Willen des Königs gemäß“ auszuüben.

Calzabigis erster Vorschlag betraf die Errichtung einer Zahlenlotterie, deren Einkünfte er in einer Denkschrift als glänzend schilderte, besonders, nachdem er sie für die Zwecke des Unternehmers durch Einführung einer technischen Neuerung, des „Castellato“ verbessert hatte. — Bevor wir nun auf die Geschichte der Zahlenlotterie in Preußen weiter eingehen, sei das Notwendige über die Art des Spiels und seine Eigentümlichkeit mitgeteilt.

Zu Anfang des 17. Jahrhunderts wurden in Genua unter hundert Senatoren erst halbjährlich, dann jährlich fünf durch das Los für die höchsten Ehrenstellen bestimmt. Ein Ratsherr Benedetto Gentile führte Betten darauf ein, daß dieser oder jener Name gezogen werde, und einige genuesische Bankiers versprachen jedem, der eine solche Wette unternehme, den 20 000fachen Betrag des Einsatzes, wenn er alle fünf Namen rate, und immer entsprechend weniger, wenn nur vier oder drei usw. Namen erraten werden wollten. Der Staat übernahm schließlich selbst dieses Unternehmen; von 90 Nummern wurden 5 gezogen. Dem Belieben der Spieler war es überlassen, 1, 2, 3, 4 oder 5 Zahlen, einzeln oder kombiniert zu besetzen. Das Erraten einer Nummer hieß ein Auszug, das zweier eine Ambe, das dreier, vierer oder fünfser eine Terne, Quaterne, Quine. Beim Auszuge waren zwei Spielarten möglich, der einfache und der bestimmte Auszug. Ersterer fand statt, wenn eine von den Spielern vorher angenommene Zahl herauskam, letzterer, wenn er in einer bestimmten Reihenfolge, z. B. als dritter oder fünfter, gezogen wurde.

Wir wollen ein Beispiel für eine Ziehung geben. Von den 90 im Glücksrade vorhandenen Nummern werden die Zahlen 3, 7, 33, 73, 86 gezogen. Hatte ein Spieler eine von den Ziffern 3, 6, 7 oder 8 besetzt, so hatte er einen einfachen Auszug gewonnen; hatte er an seinem Einsatz die Bedingung geknüpft, daß die von ihm besetzte Ziffer, z. B. 7, in der 4. Nummer enthalten sein sollte, so hatte er einen bestimmten Auszug gewonnen. Hatte ein Spieler die Nummern 3, 7, oder 73, 86, oder 7, 86 usw. gesetzt, so hatte er eine Ambe gewonnen, bei je 3 Nummern, z. B. 3, 38, 73 oder 3, 73, 86 usw. eine Terne, bei je 4 z. B. 3, 38, 73, 86 eine Quaterne und bei allen fünf eine Quine. Berechnet man nach den Prinzipien der Kombinationsrechnung, mit welcher Wahrscheinlichkeit die einzelnen Auszugsarten vorkommen, so findet man folgendes. Unter den 90 Nummern kann natürlich jede zum Auszug kommen. Daß eine bestimmte gezogen wird, dafür ist die Wahrscheinlichkeit $\frac{1}{90}$; da nun aber 5 Nummern gezogen werden, ist die Wahrscheinlichkeit 5 mal so hoch, d. h. sie beträgt $\frac{5}{90} = \frac{1}{18}$. Man kann also darauf rechnen, daß unter 18 Auszügen ein einfacher Auszug gewonnen wird. Nachdem eine Nummer gezogen ist, bleiben noch 89 übrig, von denen noch vier gezogen werden können. Die Wahrscheinlichkeit, eine bestimmte Nummer davon zu ziehen, ist $\frac{4}{89}$. Für die Ziehung einer Ambe müssen dann beide Ereignisse zusammentreffen,

und dafür ist die Wahrscheinlichkeit $\frac{5}{90} \cdot \frac{4}{89} = \frac{2}{801}$. Setzt man dieses Verfahren fort, so erkennt man, daß für eine Terne die Gewinnwahrscheinlichkeit $\frac{2}{801} \cdot \frac{3}{88} = \frac{1}{11748}$, für eine Quaterne $\frac{1}{11748} \cdot \frac{2}{87} = \frac{1}{511038}$ und für eine Quine $\frac{1}{511038} \cdot \frac{1}{86} = \frac{1}{43949268}$ ist. Es wird sich also unter rund 44 Millionen Auszügen eine gewonnene Quine befinden! Man sieht, daß die Gewinnmöglichkeit immer beschränkter wird. Demgemäß wird aber auch der Gewinn höher angesetzt. Würde der Spielgeber keinen Vorteil für sich beanspruchen,

so gebührt dem Gewinner einer Ambe der $\frac{801}{2}$ -fache Einsatz, die Terne würde für einen Einsatz von 1 M. 11 748 M., die Quaterne 511 038 M. und die Quine 43 949 268 M. bringen müssen. Da aber die Spielgeber bei der Sache gewinnen wollen, so werden die Gewinne bedeutend herabgemindert. In Genua bezahlten die Bankiers für das Erraten von 5 Namen unter 100 den 20 000fachen

Einsatz, während nach den Regeln der Wahrscheinlichkeitsrechnung mehr als der 75 millionenfache Einsatz zu zahlen wäre.

Daß auf diese Weise eine gut frequentierte Lotterie ein einträgliches Geschäft darstellt, wird jedem klar sein. Auch bei anderen Lotterielassen traten bedeutende Abminderungen der Gewinne ein.

Man zahlte für	in Preußen	in Bayern	in Frankreich	statt
den einfachen Auszug	15	15	15	18
die bestimmten	75	—	—	90
die Ambe	270	270	270	400,5
Terne	5 800	5 400	5 500	11 748
Quaterne	60 000	60 000	60 000	511 038
Quine	100 000	—	1 000 000	43 949 268

Danach verminderte sich die Wahrscheinlichkeit des Gewinnes noch sehr beträchtlich. — Bei jeder Ziehung waren 10 Amben, zehn Ternern, 5 Quaternen und eine Quine möglich. Die Quinen wurden jedoch nur in Frankreich gesetzt, in Bayern und bis 1810 auch in Preußen waren sie unstatthaft.

Das Castellato war eine Sicherung des Spielgebers gegen Verluste, die — allerdings sehr wenig wahrscheinlich — eintreten konnten, wenn ein einzelner oder mehrere Spieler sehr oft auf dieselben Zahlen gesetzt hatten, so daß beim Auszug diese Zahl mit hohen Selbstzügen ausgezahlt werden mußte. Dieses Sperren geschah aus eigener Machtvollkommenheit des Unternehmers, so daß der Spieler, wenn er verlor oder gewann, nur einen Teil seines Einsatzes zurückerhielt bezw. nur einen Teil des ihm nach den Spielregeln zukommenden Gewinnes empfing. —

Daß ein derartig eingerichtetes Zahlenlotto für den Unternehmer ein gutes Geschäft sein mußte, steht wohl jeder ein. Bald blühten solche Lotterien in Wien, Paris, Brüssel usw. und selbst die Päpste machten ein einträgliches Geschäft daraus. 1771 existierten in Deutschland nicht weniger als 26 Zahlenlotterien.

Trotz der früheren Ablehnung viel besserer Lotterierprojekte nahm Friedrich II. den Vorschlag Calzabigis an. Berlin wurde der Mittelpunkt des Unternehmens und von hier aus sollte ein Netz von Filialen den ganzen Staat umfingeln. Calzabigi organisierte die „Königlich Preussische Lotterie“ und legte dem Publikum eine Mitteilung vor, in der die Einzelheiten und der Zweck des Unternehmens auseinandergesetzt wurden. Der Höchst- und der Mindestbetrag der Einsätze betrug für

den einfachen Auszug von 1	} alten Reichstalern	1000
bestimmten „ „ 6		200
die Ambe „ „ 1		75
Terne „ „ 1		25
Quaterne „ „ 1	zu	1

Wollte man sehen, so ging man zu einem Lottereeinnehmer, bezeichnete die Spielart und bezahlte den innerhalb der Grenzen zulässigen Einsatz, worüber man einen Interimschein erhielt. Den Ziehungsakt führten Waisentraben aus. Dabei wurden 90 Nummern gleicher Größe in Kapseln einzeln eingeschüttelt, in das Glücksrad gelegt und fünf von diesen gezogen. Die erste Ziehung fand am 31. August 1763 statt, und das günstige Ergebnis veranlaßte dazu, in Cleve, Königsberg und Neuchâtel Zahlenlotterien zu errichten. Diese schnitten mit beträchtlichem Mißerfolge ab, weil dort schon fremde Lotterien bestanden und weil die Lotterioorganisation den Lottereeinnehmern, von deren Eifer in erster Linie der Absatz der Lose abhängig war, für ihre Leistung nur geringen Nutzen und viele Nachteile brachte. Auch auf die Berliner Lotterie wirkten diese Mißerfolge nachteilig ein. Im Verlaufe eines Jahres hatten acht Ziehungen stattgefunden, die einen Ueberschuß von nicht mehr als rund 19 000 Talern gebracht hatten.

Die andauernden Mißerfolge mögen indes an mangelnder Geschäftsgewandtheit Calzabigis, teils aber auch in dessen Eigennutz gelegen haben. Man hat den Eindruck, als ob dieser Mann es darauf abgesehen hatte, die Geschäftsführung absichtlich zu verschleiern, um mit seinem Vorschläge, die Lotterie in Nacht zu verbergen, durchzubringen, damit er dann den Rahm abschöpfen könnte. Zufälligkeiten kamen ihm bei der Ausführung dieses Planes zu statten und er erreichte es, daß ihm die Pachtung im Jahre 1764 überlassen wurde. Aber Calzabigi bewährte sich weder als königlicher Betreuer noch als selbständiger Leiter. Nach Ablauf seines zweijährigen Pachtvertrages war das Kapital der von ihm gegründeten anonymen Gesellschaft verloren, und zweifellos trug in erster Linie Calzabigis Mißwirtschaft dazu bei.

Man war in Preußen aber nicht gewillt, zugunsten der Moral auf die Einnahme aus der Lotterie zu verzichten, da eine solche vom finanziellen Standpunkte durchaus lebensfähig war, und namentlich die Erfolge der Lotterie zu Brüssel, die jährlich einen Reingewinn von 150 000 Talern abwarf, reizten zur Weiterführung des Unternehmens an. Unter den vielen Vorschlägen, die man dem Könige unterbreitete, befand sich der des edlen von Rasow, „der Judenkauf in seinen (Friedrichs) Landen aufzulegen, jährlich eine Summe von 100 000 Talern Einsatz zu kollektieren“, der jedoch ebenso wie die Uebernahme in Staatsregie abgelehnt wurde. Die Verpachtung geschah an die Grafen von Neuf, von Eichstedt und den Baron von Gender, die für die drei Probemonate einen Zins von 15 000 Talern zahlten. Es wäre auch alles gut gegangen, wenn nicht ein neuer Spielplan, der nur Vorteile zugunsten der Unternehmer und Beschränkungen für die Spieler enthielt, das Mißfallen des Publikums erregt hätte. Erst bei der Wiederaufnahme des früheren Planes hob sich

die Beteiligung am Spiel. Die Pächter erwiesen sich als durchaus geeignet und geschäftstüchtig. Sie zahlten drei Jahre lang 25 000 Taler, boten aber nach Ablauf des Vertrages freiwillig eine höhere Pacht. Der neue Vertrag wurde auf sechs Jahre bemessen und auf Wunsch der Unternehmer durch einen Geheimvertrag ergänzt, der dem Staate außer der bisherigen jährlichen Pachtsumme von 25 000 Talern jährlich noch 15 000 Taler mehr brachte. Zudem verpflichtete sich Graf Reuß zur Uebernahme von Porzellan aus den königlichen Manufakturen im Werte von 6000 Talern jährlich, das er nicht im Inlande zu verkaufen sich verpflichtete. Dieser Vertrag wurde dem Publikum vorenthalten und damit die Einsicht, wie sehr es selbst bei der Lotterie über das Ohr gehauen wurde. —
(Schluß folgt.)

Kleines feuilleton.

hr. Die Krankheiten unserer Kultur. Zu den kulturhistorischen interessantesten Tatsachen gehört die Feststellung, daß jedem Lande und jeder Zeitperiode besondere Krankheiten eigentümlich sind. Denn wie die Menschen ihre Wohnheiten ändern, so wechseln auch die Krankheiten an Häufigkeit und Schwere, und die Krankheiten, an welchen heute in Deutschland vorwiegend die Menschen sterben, sind meistens andere, als die, welche vor hundert Jahren vornehmlich zum Tode führten, oder als diejenigen, welche bei einem afrikanischen Völkern vorherrschten. Bei Untersuchungen auf diesem Gebiete wird man immer wieder auf den überragenden Einfluß hingelenkt, welchen die Kultur auf das Entstehen und die Verbreitung von Krankheiten ausübt. Den Zusammenhang zwischen Kultur und Krankheit machte auch Prof. von Sansemann zum Gegenstand eines Vortrages auf dem letzten internationalen Kongress in Lissabon. Er schilderte dabei den Einfluß der Hauslichkeit, der Domestikation, auf die Entstehung von Krankheiten, wo er diejenigen der wilden Völker und der im Freien lebenden Tieren zum Vergleiche heranzog. So leiden die wilden Tiere nicht an Zahnschmerz, wenn auch ihre Zähne oft stark abgegriffen sind, wohl aber gefangene Tiere ebenso wie die Menschen. Die Zahnschmerzen sind demnach zweifellos eine Kulturkrankheit, ebenso wie die Kurzsichtigkeit und die zunehmende Unfähigkeit der Frauen, ihre Kinder zu stillen. Auf das häusliche Leben sind zahlreiche Nervenerkrankungen zurückzuführen, wie die Neurasthenie, Hysterie und Geisteskrankheiten. Auch bei manchen Haustieren gibt es ausgesprochene nervöse Zustände, sogar Morphiumsucht wurde bei einem Hunde beobachtet, der an seine Einspritzung derart gewöhnt war, daß er sich erst beruhigte, nachdem er seine Spritze bekommen, wenn dieselbe auch bloß mit Wasser gefüllt war. Die Zunahme der nervösen Konstitution erfolgt fast parallel der Höhe der Kultur. Zu den Kulturkrankheiten gehören auch Verdauungsstörungen und Darmschwäche; das im Freien lebende Tier nimmt niemals mehr Nahrung auf, als es zu seiner Ernährung notwendig hat, während bei Haustieren diese Gewohnheit vielfach verloren gegangen ist. Auch das nicht vermehrte Kind nimmt niemals mehr Nahrung, als es vertragen kann. Zu den Krankheiten der „Domestikation“ gehören ferner die Fleischsucht, die Schwindsucht und die Trunksucht, die gewerblichen Staubkrankheiten und die Nichtigkeit. Eine Wohnungskrankheit allerersten Ranges ist die englische Krankheit, die man niemals bei wilden Völkern und bei in Freiheit lebenden Tieren findet, sehr häufig jedoch bei den in Gefangenschaft lebenden Tieren. Sie entsteht nur, wenn die Lebewesen des Luftgenusses beraubt sind. Zu den Kulturkrankheiten gehören endlich noch die zahlreichen Schädigungen, welche durch ungewöhnliche Kleidung hervorgerufen werden. —

gc. Der Obstgarten Amerikas. Für den Obstbau ist, schreibt B. Morison-Mellenthin in der „Deutschen Rundschau für Geographie und Statistik“, Kalifornien geradezu ein ideales Land. Schon ehe die ersten Weißen das Land betreten, bot es seinen Bewohnern einen außerordentlichen Reichtum an Früchten. Wilde Äpfel, Birnen, Pflaumen, Kirschen, Johannisbeeren wuchsen im Ueberfluß, auch Mandeln, Oliven und Feigen gediehen prächtig. Diese wilden Früchte waren das Entzücken der Indianer und später noch der ersten Goldsucher. Im Jahre 1769 kamen die ersten Missionare ins Land. Es waren spanische Mönche aus dem Orden des heiligen Franziskus. Sie gründeten Missionen, die aus einer Kirche, Wohnhäuser und Farmen bestanden, die letzteren um des Selbstunterhalts willen. Von 1769 bis 1823 wurden mehr als 20 solcher Missionen der Meeresküste entlang begründet. Auf den Farmen wurden große Obstgärten mit künstlicher Bewässerung angelegt. Man brachte Samenfrüchte aus Spanien hinüber und zog die ersten berebten Früchte: Äpfel, Birnen, Kirschen, Pflaumen, Pfirsiche und Aprikosen. Auch Ableger des Weinstocks und des Feigenbaumes wurden hinüber geschickt. Vor allem aber wurden von den Patres die halbtropischen Orangen, Zitronen, Granatäpfel und Limonen eingeführt. Einige Fruchtbäume fanden sogar von Sibirien den Weg nach Kalifornien. Um das Jahr 1812 war an der Küste von Mendocino in Kalifornien ein russischer Außenposten stationiert. Es wurde ein Obstgarten angelegt, in dem Äpfel und Kirschenbäume aus russischen Setzlingen gezogen wurden. Einige dieser alten Bäume sehen noch heute; knorrig und moosbedeckt,

tragen sie nur noch spärlich Früchte. Kalifornien hat ein wunderbar gleichmäßiges Klima, das auch den halbtropischen Früchten volle Zeit zur Reife gibt. Die Hauptblüteperiode sind Februar und März. Die durchsichtige klare, trodene Luft trägt viel dazu bei, daß die Sonne ihre volle Wirkung ausüben kann daher diese prächtigen, glühenden Farben der Früchte. Licht und Wärme wirken vereint, um den Zucker, die flüchtigen Öle zur vollen Entwicklung zu bringen. Ohne diese trodenen Monate, in denen kein Regen fällt, in denen die Sonne Tag für Tag ihre warmen Strahlen herabsendet, könnte auch das kalifornische Dörrobst, das in der Sonne getrodnet wird, in solcher Vortrefflichkeit nicht hergestellt werden. So aber haben sich die kalifornischen Äpfelringe, die getrodneten Birnen und Pfirsiche den Weltmarkt erobert und der Versand der Rosinen nimmt mit jedem Tag beträchtlich zu. Die Ausfuhr der letzten Rosinenernte belief sich auf mindestens 3000 Wagonladungen. Was enthält nun Amerikas Obstgarten? Zunächst mehr als 2 Millionen Äpfelbäume. Äpfel werden in Tausenden von Wagonladungen nach dem Osten geschickt, selbst bis London und Hamburg, wo sie guten Absatz finden. Ferner einhalb Millionen Mandelbäume, 3 Millionen Aprikosenbäume, die eine Spezialität Kaliforniens bilden. Die weißen Blüten der Birnen bedecken 1½ Millionen Bäume, während sogar 6 Millionen Pfirsichbäume zu ihrer Zeit in rosigem Frühlingschmud prangen. Dazu kommen 5½ Millionen Orangenbäume, 1½ Millionen Zitronenbäume, 1 Million Olivenbäumchen und 8 Millionen Pflaumenbäume. Rechnet man dazu noch die zahlreichen Kirschenbäume, Feigen, Quitten, Kastorinen, so wird an 35 Millionen Obstbäumen nicht viel fehlen — ein hübscher Obstgarten! —

Humoristisches.

— Prolog. Sie: „Willst Du mir nicht auch ein Brillanthalband kaufen?“
Er: „Wart, bis Dein Hals dicker ist.“ —
— Durchschaut. Siehst Du, Frau, hier im Blatte wird in einem begeisterten Artikel über den Rettich gesagt, daß „nach alter Anschauung sein Genuß auch heiter mache!“
„So? Na, Willibald, komme Du mir aber nicht mit der Ausrede vom Stammtisch nach Hause!“ —
— Modern. „Endlich habe ich ihr Jawort.“
„Ich verstehe nicht, Du bist doch schon verheiratet?“
„Ja, aber sie willigt jetzt in die Scheidung!“ —
(„Meggendorfer-Blätter.“)

Notizen.

— „The Jungle“, der Roman Sinclairs, wurde von den öffentlichen Volksbibliotheken Amerikas aus dem Leihverkehr gezogen; er soll — „anstößige Stellen“ enthalten. — Die New Yorker „Tribüne“ teilt übrigens mit, Sinclair befindet sich in Pittsburg, um in das dort befindliche Westinghouse-Werk als Arbeiter einzutreten. Nach dem genannten Blatte soll diese Tätigkeit des über Nacht berühmt gewordenen Autors dazu dienen, ihm Material für einen Roman wider den Stahltrust zu verschaffen. — Staatsgefährliche Dichter. Nach der bremischen Lehrer-Zeitschrift „Roland“ ist auf den preussischen Seminaren die Lektüre der Werke von Ibsen, Hauptmann und Sudermann verboten! — „Der heimliche König“ heißt eine neue romantische Komödie in vier Aufzügen von Ludwig Fulda, die in der kommenden Spielzeit am Lessing-Theater zur Uraufführung gelangen wird. — Theater in der Königgräberstraße. Unter diesem Namen hat sich eine Gesellschaft mit beschränkter Haftung gebildet. Stammkapital: 240 000 M. — „Freie Wolken“, ein Schauspiel von Jaroslav Kocapil, fiel im Neuen Leipziger Stadttheater durch. — Das „Intime Theater“ in Wien hat zur Aufführung angenommen: „Mutter News“ von Stavenhagen und „Der halbe Helm“ von Eulenberg. — Wildtauben sind in diesem Jahre außerordentlich massenhaft in England geblieben. Es sind schon zwei Bruten flügge geworden. Grund der starken Vermehrung ist das warme Frühlingwetter. — Eine merkwürdige Verschiebung der Erdoberfläche macht sich seit längerer Zeit im Hilsgebirge oberhalb des Ortes Stroit bemerkbar. Zuerst konnte man im Forstorte Nschai, unterhalb des früheren Aussichtsturmes sehen, daß eine Fläche von etwa zwanzig Morgen, die mit jungen Fichten bestanden war, in Bewegung war und langsam, aber stetig, bald Vertiefungen, bald Erhöhungen bildend, talwärts vorband. Jetzt kann man dieselbe Erscheinung an mehreren Stellen im Forstorte Helling beobachten, wo eine 1 Morgen große, mit 40jährigen Buchen bewachsene Fläche sich in der Feldmark auf einen Haufen türmt. — („Voss. Btg.“)

— Die Bioge der Revolution — das so genannte Schloß de Vigille in Frankreich, wo im Jahre 1788 die Versammlung unter Barnave und Moutier abgehalten wurde, die sich für die Revolution entschied — steht zum Verkauf. —